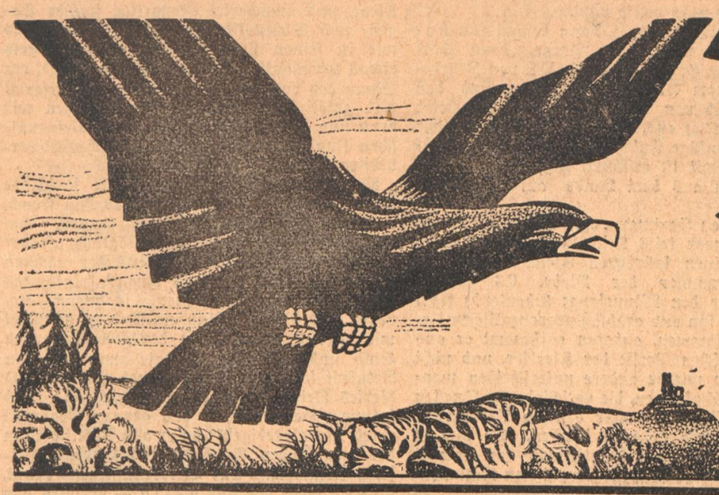
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

7 (18.2.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 7 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 18. Februar 1934

Das Erbgut

Wo steht der Mensch? – Viele Antworten und doch keine?

Der Anwalt des Lebens, der Arzt, hat sich als ein hinreißender Optimist gezeigt im Hinblick auf die Unverwüstlichkeit des Lebens, des Allebens natürlich. Mit dem Fremdwort „Pantheismus" wollen manche Mucker, die das Leben hassen, diese Bejahung der Gottesschöpfung als Heidentum in Mißachtung bringen.

Sie sind erkannt und haben mit ihrer Unduldsamkeit wenig Glück mehr in unserer Zeit und unserem Land. Diese Pharisäer und Schriftgelehrten sind es, die nicht mehr sein können wie die Kinder, unschuldig, lebenshungrig, voll Sehnsucht und gläubiger Hingabe ans Leben, und also ist ihrer auch nicht das Himmelreich.

In einem Punkte aber hat der Arzt sehr zum Ernst und zur Wachsamkeit gemahnt und will uns noch Näheres berichten: Es betrifft das Erbgut des Menschen.

Der Arzt: Der ganze Ablauf des Lebens steht in Abhängigkeit von der Erbveranlagung. Sowohl die geistige wie die seelische Persönlichkeit des Menschen wurzelt im Erbgut, das von Vätern überkommen ist.

Die Wirkung der Erbanlagen ist äußerst mannigfaltig. Auch der Zeitpunkt, an welchem die Erbanlagen im einzelnen sich äußern, ist sehr verschieden. Es gibt Erbanlagen, die schon im Embryo sich durchsetzen und zu krankhaften Entwicklungsstörungen führen. Andere kommen erst sehr spät beim Erwachsenen zum Durchbruch in bösem oder gutem Sinne. Ganz traurig sind oft die Aussichten bei Ehen Erbkranker. Ganze spätere Generationen, unschuldige Geschöpfe werden hier schicksalsmäßig zum Siechtum verurteilt und sind eine lebendige Anklage gegen die Sünden der Väter.

Ein Geisteskranker, der von Jugend auf irre war, wird in der Ehe mit einer vollständig gesunden Frau etwa zur Hälfte geistig kranke Kinder haben. Ist die Frau ebenfalls geistig krank, so sind vier Fünftel der Kinder anormal. Beim Schwachsinn verhält es sich ebenso. Ist ein Elternteil schwachsinnig, so sind etwa 40 Prozent der Kinder wieder schwachsinnig, und bei Schwachsinn beider Eltern sind oft mehr als neun Zehntel aller Kinder schwachsinnig.

Was der Brünner Mönch Gregor Mendel um die Mitte des letzten Jahrhunderts entdeckte, die Vererbungsgesetze, sind heute durch die aufopfernde Arbeit vieler Gelehrten unanfechtbares wissenschaftliches Erkenntnisgut geworden. Das Jahr 1933 ist aber für den Kampf um die Pflege des Erbgutes eine weitere, entscheidende Wende geworden. Es hat die Wissenschaft um die Vererbungstatsachen zur sittlichen Pflicht des ganzen Volkes gemacht und damit die Erbpflege und Rassenpflege (Eugenik) als Dienst an der Schöpfung zum Volksgesetz erhoben.

Nachdem das Volk als geistige Einheit **erkannt wurde**, konnte auch die gemeinsame Grundlage als biologische Einheit nicht mehr übersehen werden.

Die Gemeinschaft der Abstammung schließt uns zum Volkskörper zusammen, dem zwei Gefahren drohen: die Ueberfremdung und die Entartung. Beiden gilt es zu begegnen im Sinne des ewigen Lebens unseres Volkes.

Es ist eine Tat der Barmherzigkeit, wenn wenigstens die schlimmsten Voraussetzungen einer nach den Vererbungsgesetzen klar vorauszusehenden Schändung und Entwürdigung der Schöpfung durch ganz arme, hilflose, erbbelastete Geschöpfe beseitigt werden. Es ist auch eine Tat notwendigen Volksschutzes vor Entartung.

So sehen wir heute mit Ehrfurcht und Stolz unser Leben eingebettet in den heiligen Strom des Blutes unserer Ahnen und Nachfahren.

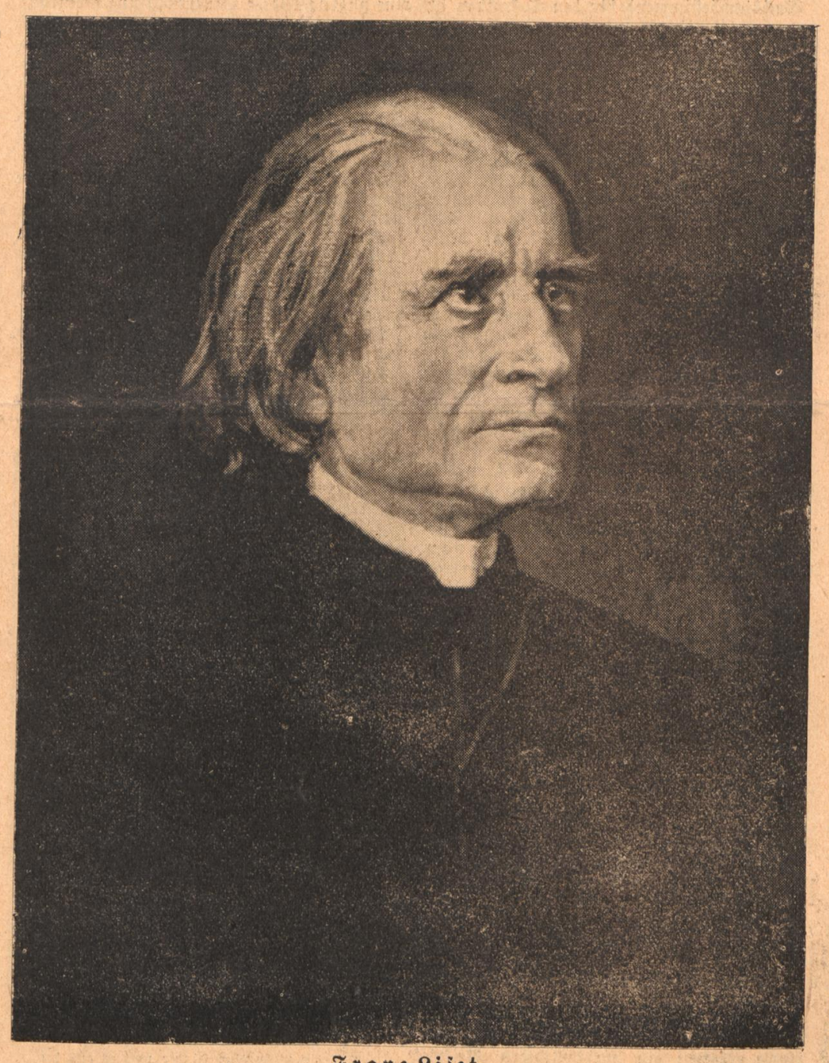
Wir sind so zu Siegelbewahrern der Schöpfung geworden, die vor dem ewigen Schöpfer Rechenschaft ablegen müssen über die Verwaltung des Erbgutes, das uns anvertraut wurde. Wir sehen uns aber auch beglückt als ein Glied des großen, ewigen Volkskörpers und als ein kleines Bächlein im ewigen Blutstrom unserer Heimaterde, die unsere Wurzeln birgt. Aus dem Blute und über dem Blute schwebt die Seele, gleichfalls vererbt als unser menschlicher Adel, der in ewiger Sehnsucht uns über das Tier hinaus zum Licht des Geistes trägt. Wir sind stolz auf unsere Verantwortung in der Gegenwart, die als Brücke zu Vergangenheit und Zukunft uns zur Ewigkeit erhoben wird.

Das große Wort des deutschen Genius ist uns zur religiösen Daseinspflicht geworden:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirbs, um es zu besitzen.

So dienen wir voll Demut dem Schöpfer durch unser Volk. Ernst Herold.

(Fortsetzung folgt.)



Franz Lijzt

Worte des Führers

Es ist, als ob die Sonne jetzt wieder heller scheine über Deutschland!
Berlin, 11. März 1933.

Gott hilft nur dem, der die Hilfe verdient, in dem er selbst sich tapfer und fleißig zeigt. Dem Faulen und dem Feigen kann nicht geholfen werden.
Königsberg, 4. März 1933.

Wir wollen wieder herstellen die Einheit des Geistes und des Willens der deutschen Nation.
Potsdam, 21. März 1933

Wir werden dafür sorgen müssen, aus dem Innern unseres Volkes den Geist des Zweifels genau so wie den Geist der Zaghaftigkeit oder den des Sich-Gehen-Lassens restlos auszutreiben.
Nürnberg, 1. September 1933.

Wir wünschen dem deutschen Volke eine irdisch endlose Erhaltung und glauben, durch unsern Kampf dafür nur den Befehl des Schöpfers zu erfüllen, der in das Innere aller Wesen den Trieb der Selbsterhaltung senkte.
Nürnberg, 1. September 1933.

Aus dem Inhalt:

Adolf von Grolman: Hartmann von Aue.
Anna Maria Renner: Die deutschen Dome am Oberrhein.
Heinrich Donn: Die Koransure.
Hanns Johst: Vorfrühling.
Marga Retzlaff: Ausblick auf die Frühlingsmode.
Gertrud von Boeck: Aus Not wird Tugend.
Friedrich Roth: Vorlenz.
Hans Christoph Schöll: Karl Friedrich von Baden und Friedrich der Große.
Paul Schröter: Naturin.

Alemannische Köpfe:

Hartmann von Aue / Der große Minnesänger

Nach den neuesten Forschungen von Adolf v. Grolman

Das Ende des 12. und der Anfang des 13. Jahrhunderts sind die Zeit der großen deutschen Poesie, es ist die Stauferzeit und die Blütezeit von Minnesang und Ritterepos.

Friedrich Barbarossa hatte beim Pfingstfest 1184 in Mainz die ganze Pracht des Reichs leuchten lassen. Einheit und Macht waren allenthalben anerkannt; 5 Jahre später begann der Kreuzzug, von dem der Kaiser nicht lebend zurückkam; doch Macht und Glanz schien mit Heinrich VI. nur noch zu steigen; seine Italienzüge waren vom Glück begünstigt, der Orient näherte sich mehr und mehr dem großen Reich des Occidentes, und der Reichstag von Würzburg (1196) schien das alles zu bestätigen; allein Heinrich VI. starb schnell, es kam die Doppelwahl der Nachfolger, auf dem päpstlichen Stuhl herrschte der große Innozenz III, seine Macht zeigte das Laterankonzil von 1215, Kirchenstaat und Inquisition waren wiederhergestellt.

In jene 30 Jahre fällt eine der Blütezeiten deutschen Dichtertums: Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walter von der

Hartmann von Aue
(Aus der Weingartner Liederhandschrift)

Vogelweide, ... — um nur ein paar der berühmtesten Namen zu nennen, denn auch der geheimnisvolle Gottfried von Straßburg und der Mann, der das Nibelungenlied aufschrieb, kommen noch hinzu, und viele Andere. Es war die Zeit des Minnesangs, die Zeit der ritterlichen Epen, bewegt, festlich, großartig an Gedanken, Anschauungen und Darstellung, großartiger noch an Hoffnungen und Entwürfen. Alle deutschen Lande und Landschaften brachten Männer mit großem Namen hervor: bei Gottfried von Straßburg, dem schwer zu Deutenden, sagt es schon der Name, wohin er gehörte. Aber diesseits des Rheines? Wer war da? Wir kennen eine große Zahl ovn Namen und Dichtungen kleinerer Dichter aus der Gegend des ganzen Oberrheines, aber einen ganz Großen?

Hartmann von Aue stammte „aus Schwaben"; das wußte man schon lange, aber Schwaben war damals sehr groß als Land, und Hartmanns genauere Herkunft war unbestimmt. Die allerneueste Forschung nun hat zwar nicht mit völliger Eindeutigkeit den Ort der Herkunft Hartmanns bestimmen können, wohl aber mit absoluter Sicherheit das: daß er aus dem Lande des Oberrheines stammte, und nirgends anders her, und mit dieser Feststellung wird vieles von der großartigen Eigenart Hartmanns von Aues im Zusammenhang mit dem allgemeinen alemannischen Charakter überaus deutlich, manches, das bisher unzusammenhängend zu sein schien, findet nun plötzlich zusammen, und es ist das Verdienst des Bonner Germanisten Hans Naumann, daß er und seine Schüler hier unlängst alle nur denkbare Klarheit geschaffen haben. Dies geschah in der Einführung Naumanns zu Hartmanns kleineren Epen „Erec" und „Iwein" im 3. Band der Reihe „Höfische Dichtung" in der großen Sammlung „Deutsche Literatur" (Verlag Reclam, Leipzig, 1933); wer nicht mittelhochdeutsch kann, ist nicht imstande, diese beiden Epen zu lesen, aber die Einleitung mit ihren Feststellungen ist so wichtig, daß an dieser Stelle einiges daraus und darüber mitgeteilt werden soll.

Vorher aber sind einige Begriffe klar zu stellen. Was ist Minne? und was ist Minnesang, Minnedichtung; denn diese beiden sind nicht das gleiche.

„Minne" ist noch lange nicht gleich „Liebe" in unserem Sinne. Minne der damaligen Zeit ist ein höchst merkwürdiger, halb prosaisch-realistischer, halb schwärmerisch-erregter Zustand, in den ein „Ritter" und nur er, zur Jungfrau Maria oder zu einer „Dame" dieser Welt willentlich und nach allen Regeln der höfischen Gesellschaft trat. Er trieb eine Art von Kult mit der Vertreterin des Weiblichen, und das war zu Beginn etwas im höchsten Maße idealistisches. Aber das konnte es nicht bleiben, denn in das rein Gedanklich-Erbauliche trat die zarte Wirklichkeit, es kam zu mancherlei Entartungen und Verzerrungen, das Familienleben und die Bewirtschaftung des Heims und Hofes litten schließlich so, daß gesteuert werden mußte. So kam es zu Verfallserscheinungen, — aber die Dichtungen der Blütezeit blieben erhalten, und es ist die große Heidelberger, sogen. manesse'sche Liederhandschrift, die uns die Gedichte ebenso gut ausweist wie die idealisierten Bilder jener Herren, deren Dichternamen zu den stolzesten der deutschen Literaturgeschichte gehören.

Auch Hartmann von Aue ist dabei, und sein Wappen, das mitabgebildet ist, weist auf die Familie derer von Wesperbühl aus der nächsten Nachbarschaft der Reichenau; also alemannisches Land am Oberrhein; darnach wäre Hartmann auf der Reichenau groß geworden, mancherlei Urkunden sprechen dafür; aber nicht völlig bündig.

Aber wenn das nicht, dann kommt Aue bei Freiburg i. Br. in Frage, denn dort herrschte der Herzog Berthold III. von Zähringen, von dem Urkunden vorhanden sind, daß ein Heinrich von Aue das Kloster St. Peter 1123 beschenkte; auch wird ein „armer Heinrich" genannt, sonstige Indizienbeweise kommen hinzu, und damit ist gesichert, daß der merkwürdige Mann aus dem Lande am Oberrhein stammte.

Was ist an Hartmann von Aue so merkwürdig? Er war teils Minnesänger, aber dabei hielt er einen spürbaren Abstand von allen Uebersteigerungen der Mode. Es herrscht Streit über den Minnesang; bedeutende Forscher lassen ihn aus arabisch-provenzalischen Ursprüngen kommen, anderen entstammt er aus der lateinischen Poesie der Kleriker, und nicht der Ritter; wieder andere unterscheiden mannigfache Abstufungen, die verschiedenste Quellen haben müssen, darunter deutsche Volkssitten; Klarheit ist da nicht zu schaffen. So viel ist sicher: dieses ganze Deutschland von damals lebt in einer großen, alteuropäischen Nationenharmonie; sie war zu Zeiten beunruhigt, zu Zeiten ganz fest und sicher: so kam es, daß sich Moden und Sitten von England bis in den Orient zogen, und von Sizilien bis in den Norden. Die weltlichen und geistlichen Orden hatten viel übergreifendes, das Latein desgleichen, die Kreuzzüge und die Kämpfe an der Ostmark des Reiches brachten Ritter aller Nationen, die ein übernationaler Stand waren, in Zusammenhänge. Hartmann war früh in Nordfrankreich, dort lernte er Dichter, das Meer, und mancherlei großartige fremde Sagen- und Dichtstoffkreise kennen: aber ebenso wie in seinen Minneliedern, er blieb stets etwas zurückhaltend, vorbedacht, abwägend, ein Mann des von ihm immer wieder gepriesenen und getätigten Maßhaltens. So sehen wir denn nun in diesem Menschen einen alemannischen Zug der Bedächtigkeit, des Sich-nicht-verblüffen-Lassens.

Mehr als das: Hartmann hatte juristische Bildung; nichts Menschliches blieb ihm fremd, er lernte sonderbare Schicksale kennen, ihm wurden merkwürdige, nicht alltägliche „Fälle" bekannt, von fern her und aus der nächsten Nähe. Was macht er aus ihnen? keineswegs etwa sonderbare Geschichten, spannende Novellen und Verserzählungen, sondern er formt mit aller Strenge gegen den überquellenden Stoff und mit aller Energie zugunsten von Reinheit seiner Sprache, seines Reims und Verses kleinere Epen: und diese alle sind fromm. Hartmann ist das genaue Gegenteil eines Moralpredigers; da er alle Abseitigkeiten des menschlichen Erlebens und Liebens, Hassens, Strauchelns und Wiederaufstehens kennt, wird er mehr als nur gütig — er wird von ganzem Herzen gut, d. h. nicht gleichgiltig oder nachgiebig, sondern wissend, abwägend, mit stillem Humor ausgleichend, verzeihend, wenn echte Reue das Ihre getan hat.

Je länger man diesen Alemannen, in dem so viele Züge von Gottfried Keller, von Hebel, ja von Emil Gött vorgefaßt sind, betrachtet, um so liebenswerter wird er in seiner Umgänglichkeit, die keinen Kompromiß kennt, und die sanft, aber unwiderstehlich das Wahre und Rechte sagt und sich nichts weismachen läßt.

Hartmann von Aue ist nicht alt geworden, höchstens 45 Jahre waren ihm vergönnt, vor 1220 ist er schon tot. 1197 wird er beim Kreuzzug im Morgenland gewesen sein, und von dem fränkischen und bayerischen Adel will er nicht viel wissen. Auch das ist alemannisch. Er hatte ausgleichende und sehr selbstbewußte Kräfte in sich, er war etwas, und brauchte es nicht jedem Beliebigen zu beweisen. So kritisiert er, so tut er das Seine: und er tut viel.

Von seinen Dichtungen ist die Sage vom armen Heinrich die bekannteste geworden; sie ergreift menschlich am meisten, und zwar deshalb, weil ein großes menschliches Gebrechen darin in fernem Lande gesühnt wird, aber nicht etwa bloß „durch reine Menschlichkeit", sondern deshalb, weil Gottes Gesetz mit ja und nein, mit gut und böse bei Hartmann voll und in ganzer Klarheit gilt; indem also nun der Jurist Hartmann den ganz besondern Fall sieht, und indem der fromme Alemanne Hartmann das immer und je geltende Gesetz von Schuld und Sühne innerhalb Gottes Ratschlusses weit über das besondere Maß der Dichtung unerschüttert zum Grundstein nimmt: also wird aus Unrecht Recht, also werden die bösen Folgen aufgehoben durch ein gutes Ende. Nicht etwa durch ein sog. „happy end", das eben nun gerade ganz und gar nicht: alle Erzählungen des Hartmann gehen in einen viel weiteren Kreis göttlicher Bestimmtheit, als Menschengedenken sich träumen lassen könnte.

Auch erzieherisch wirkt Hartmann, indem er sich gegen zwei Uebersteigerungen ritterlichen Seins wehrt, und die bösen Folgen der Einseitigkeit samt deren Ueberwindung dichterisch gestaltet. Der Ritter, der nicht mehr auf Abenteuer auszieht, sondern sich daheim und im Minnedienst „verliget", ist ebenso zu tadeln, wie jener andere, der vor lauter Abenteur schließlich zum Rauhbein wird.

So steht Hartmann in einer großen Schlichtheit, wissend und ausgleichend vor uns als Mensch, erst recht als Künstler. Er kennt und benützt gerne welsche Vorbilder, aber wie? Er nimmt sie, zwingt ihnen das echte und ewig Menschliche ab, und daraus kommt dann die ganze Klarheit seiner sittlichen Anschauungen und seiner persönlichen Energie. So gleicht er auch zwischen Rittertum und Minneidee aus, und das ist sehr wichtig. Andere Künstler der damaligen Zeit hatten anderes Temperament, folglich andere Aufgaben: da waren die politischen Streitlieder Walters von der Vogelweide, da war die einsam-großartige, erzieherische Gleichnisdichtung des Wolfram von Eschenbach, da war bald nachher des in seiner Eigenart nie wiederholten Gottfried von Straßburg doppelgesichtiges Epos: Tristan und Isolde. Das geht alles Hartmann sehr nahe, aber es stört ihn in seinen, aus dem Geiste der Landschaft gewachsenen und gewordenen Aufgaben nicht.

Er fordert, daß die Frauen strenger überwacht werden, damit nicht gar so viel Mißbrauch aus dem Minnedienst entstünde. Ihm kommt die echte Minne von Gott, also sei sie auch dementsprechend zu behandeln. Er ruft auf zur Freude im Leben, er fordert Ausgeglichenheit, er kämpft für die innere unverrückbare Ehre des Menschen. Und wohlgemerkt, all dies nicht aus irgend einer Anmaßung heraus, sondern aus dem klaren und festen Wissen um Gottes Gesetz.

Es ist gut, daß man nun dank neuester Forschung weiß, daß Hartmann von Aue aus dem Lande vom Oberrhein stammen muß. Denn erst dadurch bestätigt sich so recht das innere Bewußtsein von Hartmanns — gefühlsmäßig erkannter — künstlerischer und menschlicher Zugehörigkeit zu diesem Lande, und es ist wichtig, zu wissen, daß längst schon um 1200 herum die alten alemannischen Geistestugenden, unverrückt und deutlich durch die Jahrhunderte leuchten.

Die Dome am Oberrhein

Von Anna Maria Renner

Wachstumbestimmend für den Sakralbau ist einmal die Landschaft und deren Material. Die Menschen und ihre stammesmäßige Eigenart, die Gemeinschaftsform, die herrschenden künstlerischen und religiösen Auffassungen ergeben eine einmalige Prägung. Durch Wechselfälle eines Völkerschicksals, durch Impulse die einer geschichtlichen Lage entspringen, kann ein Bauwerk vom Grund aus verwandelt werden, dadurch wird es Dokument. Unsere ehrfürchtige Bewunderung gilt besonders jenen namenlosen Mythos gewordenen Baumeistern, welche die Wahrzeichen unserer Geschichte auf deutscher Erde schufen.

Für die Dome am Oberrhein und ihr Werden ist der gemeinsame historische Boden und seine Grenzlage zwischen verschiedenen Kulturkreisen bestimmend. Die Spannweite deutscher Geschichte von der Karolingerzeit bis zur Reformation ist abzulesen in den Formwandlungen der Kunst- und Bauwerke. Deutschlands ruhmvollste Vergangenheit, aber auch des Reiches Verfall und Elend haben die Dome miterlebt.

Zum Kulturkreis unserer Heimat gehört auch der Bodensee, wo früh schon in bedeutenden Gemeinwesen bedeutsame Kirchen erwachsen waren: Radolfzell, Ueberlingen, Konstanz. Die Herrin aller blieb die Reichenau, der Stützpunkt der Christianisierung Germaniens. Die Baugeschichte der drei Kirchen dieser Insel ist immer noch nicht restlos geklärt, sie weist zurück bis in die Tage Pirmins. Die großartige Einfachheit ihrer Grundrisse und ihres massigen Mauerwerks, der Turm von Mittelzell oder die Fresken von Oberzell, die ganze Raumgestaltung der basilikalen Anlage spricht von einem unerhört wehrhaften, aus geistigen Quellen schöpfenden Zeitalter.

Das künstlerische Bild des Münsters zu Basel ist stark bestimmt durch die geographische Lage der Stadt, die seit dem frühesten Mittelalter einer der wichtigsten Brücken- und Verkehrsplätze war. Erwachsen ist das Münster auf dem Boden der südelsäßischen romanischen Kunst; aber es sind in ihm auch andersartige Anregungen zu einer Gesamtform von eigener, bodenständiger Prägung verarbeitet worden. Die Anfänge des Baseler Münsters knüpfen sich an den Namen Heinrich II., der das seit 888 zu Hochburgund gehörende Basel dem deutschen Reiche zurückgewann. Vom ersten Bau ist noch die Gallusporte erhalten, ein merkwürdiges Beispiel früher deutscher Portalkunst. Der heutige Bau stammt aus einer Zeit, da der Hohenstaufe Friedrich II. von Basel aus seine Erlasse ins Reich sandte.

Die Baugeschichte des Freiburger Münsters läßt sich vom Gesamtbau wie vom Grundriß ablesen. Von dem ursprünglichen romanischen Bauwerk steht noch das Querschiff; ein gotisches Langhaus wurde angefügt und schließlich im 14. Jahrhundert anstelle des romanischen Chores der gotische errichtet, ein Bau, der aus dem Willen der Bürgerschaft erwuchs. Der Turm steht in der Geschichte der gotischen Einturmfassade einzig da; denn mit unerhörter Formsicherheit sind der schwere untere Teil und seine horizontale Gliederung mit dem reinen Vertikalismus des oberen Teils, des Achtecks, zur Einheit des Umrisses verschmolzen. Die Schönheit des Maßwerkes am Helm ist gleicherweise Gut des oberdeutschen Formgefühls wie die Plastik, die gerade in Freiburg die unverkennbaren Wesenszüge des Oberdeutschen, des Alemannischen trägt.

Auch das Straßburger Münster läßt eine ungleichmäßige Bauentwicklung erkennen; sein baugeschichtliches Schicksal ist noch bewegter als das Freiburgs. Der Bau der Ostteile fällt in die Zeit der großen baukünstlerischen Umwälzungen zwischen 1175 und 1250. Das von 1250—1275 erbaute Langhaus ist eine Einheit, in welcher der Meister das neue Gliederungssystem und die Konstruktionen Nordfrankreichs mit der deutschen Tradition und wohl auch des romanischen Grundrisses in Einklang brachte. Die Turmfassade, mit dem Namen Erwin von Steinbach unlösbar verbunden, ist in ihrer Ausführung unter wechselnden Baugedanken mehrmals unterbrochen worden. Aus dem ersten Entwurf mit zwei Türmen gestaltete sich während des Baues eine horizontal abschließende Fassade heraus, die Basis für den Einzelturm, der als Baugedanke und Bauwerk durchaus deutsch ist, das Werk des Schwaben Ulrich von Ensingen.

Schließlich ist noch als letzter Sakralbau am Oberrhein zu erwähnen der Kaiserdom zu Speyer, als religiös-nationales Symbol

Das Münster zu Straßburg.
Wie ein mahnender Finger ragt es aus der oberheinischen Ebene empor.

im wahrsten Sinne. Wie kein anderer versinnbildlicht er die Hoch-Zeiten deutscher Reichsmacht im Mittelalter, und wie kein anderer hat dieser Grenzlanddom die Geschicke des Reiches miterlebt. Konrad II. legte 1030 den Grundstein zu diesem Bauwerk, welches das Erbbegräbnis deutscher Könige und Kaiser werden sollte. Aus großen Bauabsichten in riesigen Ausmaßen entstand der Dom, den Konrads Nachfolger Heinrich III. fortsetzte. 1061 geweiht, 1083—1106 erweitert und erhöht, blieb er mit wenigen Erneuerungen bestehen, bis 1689 bei der Zerstörung Speyers durch die Franzosen ihn das schwerste Schicksal traf: durch Brand und Plünderung blieb das Bauwerk jahrelang als Ruine liegen und wurde erst im 18. Jahrhundert wieder völlig aufgebaut. Als geschichtliche Form ist er in seinen besten Teilen ein Sinnbild jener Zeit, in der das kämpfende Kaisertum eine wahrhaft tragische Größe entwickelt.

(Nach dem Vortrag in der Kantgesellschaft, Karlsruhe.)

Hanni, Fritz, Putzi

Eine lustige Geschichte für unsere kleinen Leser

Heute, ihr kleinen „Führer"-Leser und -Leserinnen, beginnen wir mit den Geschichten von Hanni, Fritz und Putzi, die gar viele Abenteuer zu bestehen haben und viel Lustiges erleben. Sicher werdet ihr gerne von ihnen hören. Also paßt mal auf:

Hanni und Fritz hatten einen hübschen Bauernhof gekauft. Sie arbeiteten Tag und Nacht, um Geld zu verdienen.

Hanni hielt das Haus in Ordnung, und Fritz arbeitete auf dem Feld.

Nur Putzi faulenzte. Er spielte im Garten und rupfte die Blumen aus, die Fritz mühsam gepflanzt hatte.

Wenn Hanni ihm Geld gab, um einzukaufen, kam er ewig nicht wieder nach Hause. Das Geld verlor er oder kaufte sich Bonbons davon, denn Putzi war eine Süßschnauze.

„Was sollen wir nur mit Putzi anfangen?" sagte Hanni verzweifelt. „Ich glaube, aus dem wird sein Lebtag nichts Gescheites."

„Wir haben ihn zu sehr verwöhnt", stellte Fritz fest. „Ich glaube, es ist am besten, wir schicken ihn auf Wanderschaft, dann wird er schon fleißiger und sparsamer werden." So gaben sie Putzi 10 Mark in die Tasche, und er zog ab.

Was Putzi erlebte, erfahrt ihr am nächsten Sonntag!

Lustiges Allerlei

Der Filmmagnat.

Der Direktor einer der großen amerikanischen Filmunternehmungen erscheint im Atelier, wo gerade ein historischer Film gedreht wird, der in den letzten Tagen der französischen Revolution spielt. Eine Szene wird aufgenommen, in der General Bonaparte im Straßenkampf Paris unterwirft. „Wer ist denn der Mann?" fragt der Filmmagnat, auf den Darsteller Bonapartes deutend. „Aber das ist doch Napoleon", erläutert der Regisseur. „Wie können Sie bloß einen so kleinen Menschen für eine so wichtige Rolle nehmen?" fährt ihn der Gewaltige wütend an.

*

Das praktische Auto.

Mister Sommer: „Ihr neues Auto ist aber furchtbar klein! Da können Sie ja noch nicht mal Ihre Frau mitnehmen!"

Mister Sommer: „Das ist es ja gerade!"

*

Der strenge Winter.

Der Winter war in Kanada in diesem Jahr besonders streng. Man hatte schon geglaubt, es würde keine strengen Winter mehr geben mit ihren alles haushoch zudeckenden Schneestürmen. Aber in diesem Winter hatte es wieder Schnee in Hülle und Fülle gegeben. Zwei Männer stapften mühsam ihren Weg auf einer Schneefläche, unter der das lag, was man im Sommer einen Weg nennt. „Da, schau," meinte plötzlich der eine „da ist ein Huhn. Wir müssen also nicht weit von einer Farm sein." Der andere glotzte eine Zeitlang in der angedeuteten Richtung. „Ach was, Farm," sagte er melancholisch, „das ist der Wetterhahn auf der Dorfkirche."

*

„Was kosten die Zimmer in Ihrem Hotel?"
„Vier Franken und sechs Franken."
„Und der Unterschied?"
„Zwei Franken."

*

„Was faselst du immer von deinem Sport? Unsere Ahnen trieben auch keinen."
„Dafür sind sie aber auch alle tot."

Steinzeit

„Geben Sie dem Patienten jetzt die Narkose, Schwester!"

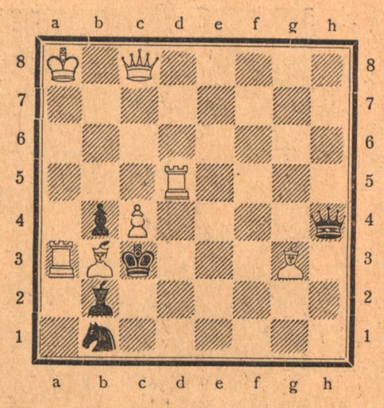
Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 7. 18. 2. 34

Problem Nr. 7.

Dr. E. Delpy.



Weiß: Ka8, Dc8, Ta3, d5; Lb3, g3; Bc4.
Schwarz: Kc3, Dh4, Lb2, Sb1, Bb4.

Matt in 2 Zügen.

Zweimal Damenindisch

gespielt in der 1. und 2. Runde der Klubmeisterschaft des Schachklubs „Rössel".

Weiß: A. Herrmann, Schwarz: R. Rutz.

1. d2—d4; Sg8—f6
2. Sg1—f3; b7—b6
3. c2—c4; Lc8—b7
4. e2—e3; e7—e6
5. Sb1—c3; Lf8—b4
6. a2—a3; Lb4:Sc3
7. b:c; 0—0
8. Dd1—c2; Sf6—e4

Die Errichtung eines wichtigen Vorpostens; aber wird sich diese vorgeschobene Stellung auch halten lassen?

9. Lf1—d3; f7—f5
10. 0—0; d7—d6
11. Sf3—d2. Die peinliche Befragung beginnt.
11. . . . . Dd8—h4
12. f2—f4! Se4—f6?

Zu eigensinnig gespielt, richtig war Sd2:, da d7—d5 wegen der Freigabe des wichtigen Feldes e5 von fraglichem Wert ist.

13. Sd2—f3! Dh4—h5
14. Sf3—g5! Dh5—e8
15. d4—d5!

Die Konsequenz des Springermanövers, die Bastionen vor der schwarzen Königsstellung werden zerschlagen.

15. . . . e6:d5
16. c4:5d; Lb7:d5
17. Ld3:f5; g7—g6? Besser h7—h6, jetzt entscheidet Weiß in eleganter Weise.
18. c3—c4! g6:Lf5
19. c4:Ld5; Sf6:d5
20. Dc2—c4. Eine grausame Fesselung! Schwarz kommt nicht mehr zu Atem.
20. . . . c7—c6
21. Tf1—d1; b6—b5
22. Dc4—b3; Sb8—d7

Wie Gott will, ich halt still!

23. Td1:Sd5. Der letzte Widerstand wird hinweggefegt.
23. . . . c6:d5
24. Db3:d5; Kg8—h8
25. Lc1—b2; Sd7—f6
26. Dd5:f5; De8—g6
27. Df5:Dg6. Das einfachste, denn Schwarz verliert jetzt glatt eine Figur.
27. . . . h7:Dg6
28. Sg5—e4; Kh8—g7
29. g2—g4! und gewann nach wenigen Zügen.

Weiß: H. Soinegg, Schwarz: R. Rutz.

1. d2—d4; Sg8—f6
2. Sg1—f3; b7—b6
3. c2—c4; Lc8—b7
4. e2—e3; e7—e6
5. Sb1—c3; Lf8—b4
6. Lc1—d2; 0—0
7. Lf1—d3; d7—d6
8. 0—0; Sb8—d7
9. a2—a3; Lb4:Sc3
10. Ld2:Lc3; Sf6—e4
11. Ld3:Se4; Lb7:Le4
12. Sf3—d2; Le4—b7
13. e3—e4; f7—f5
14. e4—e5; d6:e5
15. d4:e5; Sd7—c5
16. f2—f3? Dd8—d3!
17. 7f1—f2?

Besser Te1, das auch die Entlastungsmöglichkeit De2 gibt, dabei aber das wichtige Feld e3 unter Kontrolle hält.

17. . . . Tf8—d8
18. Ta1—c1

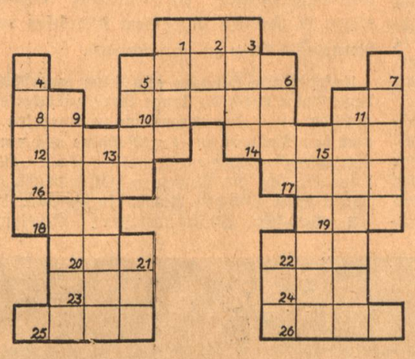
um mit b2—b4 den lästigen Sc5 vertreiben zu können.

18. . . . Dd3—e3!
19. Dd1—e2; f5—f4!

und Weiß gab auf, da Qualitätsverlust nicht mehr zu verhindern ist.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Männlicher Personenname, 5. Muse, 8. Flächenmaß, 10. italienischer Dichter, 11. Fluß in Italien, 12. altgermanische Schriftzeichen, 14. männlicher Personenname, 16. Stadt in der Schweiz, 17. altes Längenmaß, 18. Gattungsbegriff, 19. fettige Flüssigkeit, 20. Bad in Hessen, 22. anderes Wort für Handlung, 23. Stadt in Brasilien, 24. Teil eines Dramas, 25. andere Bezeichnung für Stock, 26. Stadt in Ostfriesland. — Senkrecht: 1. Metallisches Element, 2. biblischer Name, 3. männlicher Personenname, 4. weiblicher Personenname, 5. andere Bezeichnung für Paradies, 6. Drahtschlinge, 7. Figur aus Schillers „Jungfrau von Orleans", 9. Stadt im Rheinland, 11. Arbeitsgerät des Malers, 13. Pelztier, 15. unterirdischer Abflußkanal, 21. Sportgerät, 22. Erdsenkung.

Besuchskarten-Rätsel

Rich. Nitten
Aken.

Was ist der Herr?

Rösselsprung

	dern	drer	in	son	leben	kung
muß	mung	dern	zu	an	be	sich	ist
an	chen	ruf	ih	son	au	nicht	glück
stim	sie	welt	ihre	in	ren	des	nicht
li	und	kreise	be	ßen	dern	der	und
das	be	welt	len	ne	wei	den	im
	haus	eig	bes	fin	stil	glück	

Viersilbige Scharade

Eine drei — eins nur von Deiner Hand
Läßt des Lebens Last mich leichter tragen,
und das drei — vier, das Du mir gesandt,
Gibt mir Zuversicht in trüben Tagen.

Drum gib ein Eins zwei drei vier mir — — —
Wenn Du kannst — — — ich bitte Dich von [Herzen!
Komme ich auch lange nicht zu Dir,
Stillt es doch der Sehnsucht Schmerzen.

Auflösungen unserer Rätsel

Der Rundfunk: Hörer — Röhre.

Silbenrätsel

1. Weibel, 2. Asgard, 3. Selleric, 4. Dankelmann, 5. Rostow, 6. Indiana, 7. Naxos, 8. Gottlieb, 9. Terror, 10. Isolani, 11. Neptun, 12. Semmering, 13. Chiromant, 14. Uechtritz, 15. Libau, 16. Dolde, 17. Elisabeth, 18. Neumünster, 19. Hortensie, 20. Antimon, 21. Rebus, 22. Reni, 23. Esmarch, 24. Narew, 25. Ulme, 26. Nazareth, 27. Dromedar, 28. Domäne, 29. Ulan.

= „Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden.
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren."

NATURIN + EINE BADISCHE MONOPOLINDUSTRIE

Ein Besuch in den neuen Weinheimer Industriewerken

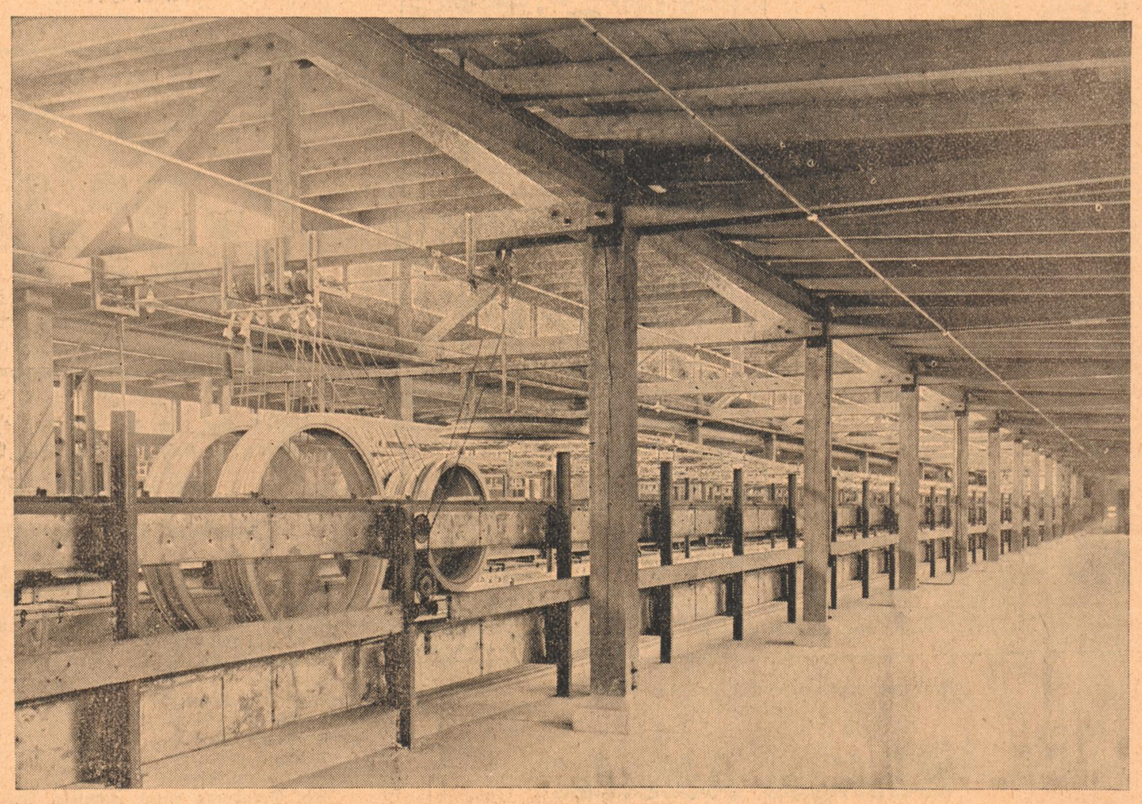
Regenpfützen stehen in den Straßen des Städtchens Weinheim und die beiden berühmten Burgen, die sich über der alten Bergstraße erheben, greifen mit ihren Türmen nach einem niedrig hängenden Himmel und holen sich lange Wolkenfetzen herunter, die sie sich wie Schleier ums Haupt winden. Die hohen düsteren Mauern der Fabriken, die sich längs der Bahn hinziehen, machen einen noch trostloseren Eindruck als bei Sonnenschein und auch die kleinen villenartigen Häuschen, die sich an die dunkelbewaldeten Höhen des Odenwaldes schmiegen, können heute das Bild nur wenig aufhellen. Eine wohltuende Ausnahme in der traurigen Eintönigkeit des Fabrikviertels macht das neue Naturinwerk. Mit hellen lichten Wänden und weiten hohen Fenstern verbreitet es einen Funken Optimismus.

Beginnen wir den Rundgang durch den Produktionsprozeß unserer neuen Monopolindustrie im Keller des großen dreistöckigen Hauptgebäudes. Noch vor kurzem lag das weite Gebäude dieser ehemaligen Maschinenfabrik, die der Krise zum Opfer fiel, still und tot und es schien keine Aussicht, sobald wieder frisches Leben hier einziehen zu lassen. Heute summen die Maschinen, tönen die Arbeitsbefehle der Vorarbeiter und Meister, antworten die Arbeiter und Arbeiterinnen. Am stärksten ist dieser Eindruck einer kaum glaublichen Wandlung hier unten im Keller. Ein starkes sieghaftes Brausen erfüllt den ganzen großen Raum: Räder drehen sich, Transmissionen laufen eilig und singend an der Decke entlang. Man sieht es den Menschen, die hier ihr tägliches Brot verdienen an, daß sie Arbeit zu schätzen wissen. Waren sie doch fast alle lange Zeit arbeitslos, manche seit 1928. Stolz und freudig leuchten ihre Augen, wenn sie ein Werkzeug in die Hand nehmen oder die Handgriffe an den Maschinen verrichten.

In diesem großen Keller also werden die rohen Häute zuerst bearbeitet; in einem großen Wolf, einem richtigen Fleischerwolf, werden sie zerkleinert. Dieser Grobschnitt wird dann durch Düsen gepreßt, und zwar unter einem Druck von 700 Atmosphären. Dadurch wird er zerfasert, wobei aber — und das ist das Wesentliche — die natürliche Faser erhalten bleibt. Diese Tatsache unterscheidet ihn auf das vorteilhafteste von den übrigen Kunstdärmen, die ihren Ausgang von der Gelatine nehmen, und gibt ihm Eigenschaften, die ihn dem Naturdarm zumindest gleichwertig machen. Diese zerfaserte Masse kommt noch einmal durch Siebpressen, in denen alle Knötchen und sonstigen festen Bestandteile zurückgehalten werden. Dann kommt die Masse in eine Mischmaschine. Hier wird ihr destilliertes Wasser zugesetzt, um ihr die erforderliche Zähigkeit zu geben. Das Wasser wird von ihr in diesem Prozeß vollkommen absorbiert. Nachdem der Brei einer Probe auf seine Zähigkeit unterzogen worden ist, wird er in auf Rädern stehenden Kisten, sogenannten Chargen, in den Kühlraum gefahren und hier aufbewahrt. Die Temperatur in diesem Raum wird dauernd auf 8 Grad Wärme gehalten. Dazu dient eine eigene Kühlanlage des Werkes.

All diese Vorgänge haben sich im Keller abgespielt. Die Weiterverarbeitung, die eigentliche Darmbereitung, vollzieht sich nun in der Hauptsache im ersten Stock. Durch Füllpressen wird die Masse nach oben gedrückt und zwar gleich in die oben aufgestellten vier Spezialmaschinen, summende, ratternde und fauchende Ungetüme, die eine ziemliche Wärme verbreiten, da hier ja mit Druck und Dampf gearbeitet wird. Von der Masse sieht man, bis sie aus den Maschinen austritt, nichts mehr. Sie wird durch die Füllpressen gleich in die Zylinder gedrückt, die sie dann an kleinere Preßzylinder weitergeben. Diese pressen sie nun durch enge Düsen und was nun herauskommt, ist wohl noch die Füllmasse, aber nunmehr als fortlaufender nahtloser Schlauch, der auch gleichzeitig mit Luft gefüllt ist, also schon ein richtiger Darm. Schön durchscheinend tritt er aus der Maschinen und ähnelt nun in seinem Aeußeren verzweifelt jenen Schweinsblasen, die, aufgeblasen, früher den Luftballonmarkt beherrschten. Dann begibt sich der aufgeblasene Schlauch durch eine Scheidewand in den Nebenraum und wir mit ihm.

Eine Bruthitze empfängt uns hier. Man glaubt in ein Treibhaus zu kommen. Der Raum ist endlos lang und in seiner ganzen Länge durchzogen von geschlossenen Kanälen aus Holz, weiter oben läuft unser Darm frei durch die Luft. Hier wird nun das Produkt der Maschinen getrocknet. Zuerst im Trockenkanal, eben jenen Luftkanälen. Hat er dann pflichtschuldigst diese Strecke absolviert, darf er sie nochmals in der freien Luft durchlaufen. Dann kann man wohl annehmen, daß er trocken ist. Hier in der Freiluftbahn kann man schon das eigentlich fertige Produkt bewundern gegen den Naturdarm: während der Naturdarm nur aus zwei verlagerten Schichten besteht, werden hier drei Schichten angewandt. Die Folge ist eine viel größere Elastizität, was für den Metzger und Wurstfabrikanten Verminderung des Abfalls bedeutet. Hält der Naturdarm einen Druck von etwa 0,2 Atmosphären aus, so verträgt Naturin bis zu einer Atmosphäre Druck. Der Fabikant kann also viel unbedenklicher stopfen, ohne die Angst, daß der Darm gleich platzt.

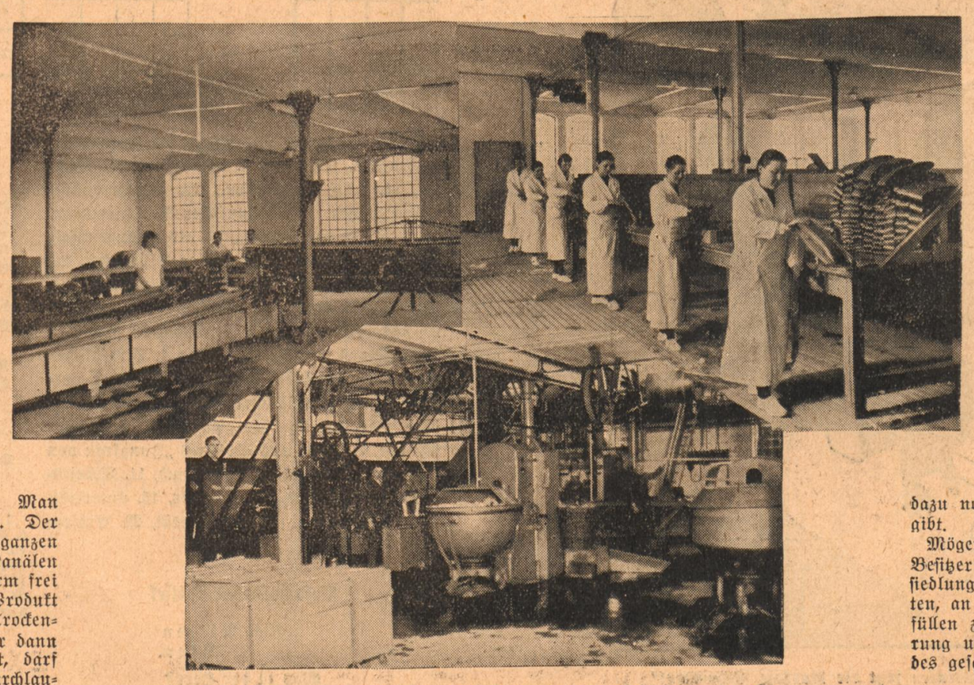


Großer Trockenraum mit Warmluftkanälen, in denen die Därme trocknen. Photo: Braun, Weinheim.

Zu diesen Vorzügen treten dann alle guten Eigenschaften des natürlichen Darms. Da beim Produktionsprozeß die Faserung erhalten bleibt, ist Naturin unter dem Mikroskop vom Naturdarm kaum zu unterscheiden.

Unser Darm hat nun also seine vorgeschriebene Bahn durch die lange Halle zurückgelegt, nachdem er — das vergaß ich zu bemerken — nach dem Austritt aus der Maschine noch einen Härteprozeß durchgemacht hatte. Diese Härtung, die ihn für Wasser unlöslich macht, geschieht durch flüssigen Rauch, ein Produkt, dessen chemische Zusammensetzung Geheimnis bleibt. Von ihm stammte denn auch der leichte, appetitliche Geruch nach geräucherter Wurst. Unser Darm, der zu allen Vorzügen noch den fügt, beim eigentlichen Räucherprozeß der Wurst nicht zu falten, sondern hübsch glatt zu bleiben, wird nun auf Rollen des verschiedenen Kalibers gewickelt. Man kann heute schon durch Auswechseln der Düsen in den Maschinen Wurstdärme bis zu 80 Millimeter Stärke herstellen; man hofft aber in kurzer Zeit auf Stärken bis zu 120 Millimeter zu kommen. Da das Werk Tag und Nacht arbeitet, und pro Maschine in 24 Stunden 10 000 Meter Darm produziert werden, so ergibt sich eine vorläufige Tagesleistung des Werkes von 40 Kilometer Darm, und zwar Mitteldarm bis zu 80 Millimeter Durchmesser.

Die großen Spulen mit Wurstdärmen kommen dann in den dritten Stock. Wieder eine große lange Halle, aber diesmal keine Trockenkanäle und frei durch die Luft ziehende Därme, sondern durch die ganze Länge Wässerungsbecken, in denen die Därme ein Bad nehmen. Wir schlendern gerade durch eine Gasse, die durch diese Becken gebildet wird, als es plötzlich mächtig knallt. Da ist am nebenliegenden Prüftisch solch ein Darm geplatzt. — Aber der Reihe nach: die Spulen kommen also aus dem ersten Stock in den dritten. Hier wird der Darm abgespult und auf ein Rad gewickelt, das genau 20 Meter Umfang hat. 32 oder 64 solcher Wicklungen erhält das Rad. Dann wird abgeschnitten und die abgeschnittenen Därme werden in die Becken gelegt und an den Wasserhahn angeschlossen. Nachdem sie so schön gewässert sind, kommen sie auf einen Prüftisch, d. h. sie werden mit Luft gefüllt, bis in ihnen der vorgeschriebene Druck herrscht. Sind sie gut und fehlerfrei, dann halten sie das aus. Wenn nicht, dann gibt es eben jenen scheußlichen Knall, der ahnungslose Zeitgenossen erschreckt. Am selben Tisch wird auch das Kaliber festgestellt. Haben die Därme diese Reifeprüfung bestanden, dann werden sie in 20 Meter hohem Raum getrocknet und durch Warmluft wieder geschmeidig gemacht. Und nun können sie versandfertig gemacht werden: in Bündeln von 20 Meter Länge werden sie aufgewickelt und eingepackt, und sie können die Reise in die Fabriken und zu den Metzgern antreten.



Das Wässerungsbecken, die Wickelei und (unten) der Aufbereitungsraum.

*

Das Werk befand sich ursprünglich in Altona. Der Vorteil, näher an die Rohstoffbasis heranzukommen, veranlaßte seinen Leiter, nach Weinheim in die Nähe der Freudenbergschen Lederfabriken überzusiedeln. Außerdem ist die jetzige Lage auch für den Absatz zentraler, also vorteilhafter. Die Uebersiedlung geschah so, daß nur wenige Spezialisten von Altona mitgenommen wurden und das Gros der Arbeiter aus den Kreisen der Weinheimer Arbeitslosen genommen wurde; auf diese Art haben etwa 120 arbeitslose Weinheimer wieder Arbeit und Brot erhalten. Um die Beseitigung der Hindernisse, die sich der Uebersiedlung in den Weg stellten, hat sich die badische Regierung und in ihr vor allen Dingen Ministerpräsident Walter Köhler, ein Verdienst erworben. Damit kam eine Industrie nach Baden, die in Deutschland einzig dasteht: das Weinheimer Werk hat unbedingtes Monopol. Man hofft durch seine Erzeugnisse die noch viele Millionen Mark betragende Einfuhr ausländischer Därme zu verdrängen und den besseren und billigeren deutschen Darm an seine Stelle zu setzen, der dazu noch deutschen Menschen Beschäftigung gibt.

Mögen sich die stolzen Hoffnungen, die die Besitzer des Werkes und die, die seine Uebersiedlung nach Baden förderten und ermöglichten, an es knüpften, sich in vollem Maße erfüllen zum Wohle der Weinheimer Bevölkerung und darüber hinaus des badischen und des gesamten deutschen Volkes.

Paul Schröter.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Koransure / In der „Goldenen Moschee“ von Bagdad

Von Heinrich Donn

Schon der erste Eindruck dieses Jahrhunderte alten Wahrzeichens der Kalifenstadt war aufrüttelnd. Die lange Fahrt von Mossul, von wo wir des Nachts gestartet waren, hatte uns ermüdet. Die ersten Sensationen der Wüstenfahrt, das plötzliche, gespenstische Auftauchen von Kamelkarawanen und biblischen Gestalten, die unsere Scheinwerfer aus dem Nachtdunkel immer wieder herausschnitten, der ergreifende Sonnenaufgang über der trostlosen, endlosen, nackten Ebene mit den verstreuten Sanddünen und den verlorenen Beduinenzelten, hatten sich längst gelegt. Wir hatten nur den einen Wunsch: diesem quälenden Anblick der gelbroten Unendlichkeit zu entrinnen, die Staubkruste, mit der die Wüste uns und unsern kleinen Wagen vorsorglich umhüllt hatte, abstemmen zu können.

Plötzlich, inmitten des wohltuenden, saftigen Grüns unermeßlicher Palmenhaine, das blitzende Funkeln abendrotumsäumter goldener Minarette und Kuppeln. Fata Morgana aus dem Märchenland von Tausendundeiner Nacht? Die „Goldene Moschee“ von Bagdad ist es.

Und schon rattern wir über die Pontonbrücke des Tigris der Stadt Harun al Raschids.

Daß ich diese entzückende Moschee aus der Nähe betrachten müsse, stand bei mir fest. Trotzdem man mir allenthalben abriet. Vergebens erklärte mir mein neugewonnener Freund, ein junger Kaufmann, die „Goldene Moschee“ liege in Kathimiye, einer Vorstadt Alt-Bagdads, die von fanatischen Gläubigen bewohnt und deren Betreten Europäern verboten sei. Endlich brachte ich ihn soweit, daß er sich bereit erklärte, mich eines Tages dorthin zu begleiten. Doch müsse ich mir die mesopotamische Kopfbedeckung (eine schwarze Mütze) beschaffen. Irgendwie kniff er aber dann doch aus.

Meine Tage in Bagdad waren gezählt. Das Auto nach Teheran, das zu chartern mir nach vieler Mühe gelungen war, sollte nachmittags starten. Tag für Tag hatte ich interessante Motive aus dem quirlenden, bunten Leben der Kalifenstadt mit meinem geliebten Photoapparat eingefangen. Abend für Abend war ich auf den Spuren Harun al Raschids durch die engen, winkeligen Gäßchen der Altstadt gewandert. Die „Goldene Moschee“, die wie ein Traumbild an mir vorbeigeflitzt war, hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen.

Ich schlendere über die Neue Brücke. Djissr el Maud. Wehmütig sah ich der Kusse nach (dem eigenartigen, kreisförmigen Fischerboot, das, aus Stroh, Kamelmist und Teer zusammengeklebt, vielleicht noch aus biblischen Zeiten stammend), die geruhsam auf den Fluten des Tigris dahinglitt, an dessen Ufer Frauen in langen Reihen, nach uralter Tradition, Wäsche „klopften“.

Ich mache Aufnahmen unterwegs. Alle Stadtviertel Bagdads sind Basare. Manch zorniger Blick aus funkelnden Beduinenaugen trifft mich. Andere wieder lassen sich gern aufnehmen. Gassenjungen folgen mir johlend. Laufen mir voraus mit dem Rufe: „Jetessauwer“ (er photographiert), worauf alle Frauen kreischend davonlaufen. Ein paar der herzigen Bengels werfen Steine auf mich. Ich wende mich an einen weißbärtigen Händler: „Esselamon aleikum. Ist das die arabische Gastfreundschaft?“ Er schaut mich verdutzt an. Mein europäischer Hut irritiert ihn. Er ergreift einen Stock und schwingt ihn fluchend gegen die Jungens. Die stieben davon.

Der Imam und die Scheichs.

Ich stehe vor einer veritablen Pferdebahn. Zweistöckig. „Nach Kathimiye“, erklärte man mir. Das ist der Moscheenbezirk. Eine Sekunde lang zaudere ich. Dann steige ich ein. Bisher ist doch alles gut gegangen. Jedenfalls, solange ich in der Pferdebahn sitze, kann mir nicht viel geschehen, denke ich. Steige aufs Dach. Argwöhnisch mustert man mich. Den europäischen Hut. Den Apparat. Flüstern. Germurmel. Ein beturbanter Imam kommt auf mich zu: „Esselamon aleikum“. — „Waaleikum selam“. — „Wohin?“ — „Nach Katimiye. Ich möchte diese wunderschöne Moschee ansehen. Wenn es geht“, setzte ich schüchtern hinzu. „Woher?“ — „Aus Ankara“. — „Ah! Ehlen we sehlen!“ (Willkommen!) — „Bikom“, (Mit euch) antworte ich schon mutiger. Das Eis ist gebrochen. Türken tragen auch europäische Hütte. Der Imam entschuldigt sich, daß er nicht Türkisch kann. Während der zwanzig Minuten Fahrt, immer an Palmenhainen entlang — ein entzückender Anblick: die etwas verstaubten Palmen mit den dicken Klumpen goldgelber Datteln —, werden wir gute Freunde. Er wird mir die Moschee zeigen.

Endstation. Wir klettern hinab. Der Iman faßt mich an der Hand. So gehen wir durch die engen Gänge des finsteren Basars, der fast jede Moschee umschließt. Erstaunt sehen mich die Händler an. Durch diese Hallen ist noch kein europäischer Hut gewandert. Der Iman gibt rechts und links Erklärungen ab: „Ein Türke! Ein Muslim!“ Ich habe weder Gelegenheit noch Lust zu einem Widerspruch. Bei einem der zahlreichen Kaffees im Basar halten uns zwei Turbans auf. Unter dem einen blitzten die fanatischen Augen eines Aszeten hervor. Der andere wirkt mehr pfiffig. Der Imam übernimmt die Vorstellung: „Scheich Hassan und Scheich Abd ul Kadir. Die Hüter der Moschee.“ Mich stellt er schon fast als seinen alten Freund aus Ankara vor. Mohammedaner selbstverständlich. Jetzt ist es zu einem Dementi schon zu spät. Eine Menge Gläubige hat sich um uns gesammelt. Mir wird ein bißchen unbehaglich. Ich möchte gern aus dieser Situation, die sich zwangsläufig, fast ohne mein Zutun, entwickelt hat. Wir trinken Tee. Die Scheiche wollen mir gern die Moschee zeigen. Wir erheben uns. Sie nehmen mich in die Mitte. Hinterdrein trabt mein Imam. Und eine Schar von Gläubigen. Durch ein prachtvolles Mosaiktor betreten wir den Hof der Moschee. Ich versuche den Rückzug anzutreten: „Wenn ich eine Aufnahme von diesem Tor machen könnte, wäre ich vollauf zufrieden, dann wollte ich nicht länger stören. Außerdem sei ich in Eile, da ich in einigen Stunden nach Teheran fahren müsse.“

Die reiche Moschee.

„Du wirst doch nicht von hier weggeh'n, ohne eine Fatiha (Koransure für das Seelenheil der Verstorbenen) zu lesen?“ sagte mir vorwurfsvoll der Pfiffige. „Nein, das will ich wirklich nicht.“ meinte ich treuherzig, während ich blitzschnell überlegte, daß der Rückzug abgeschnitten und Demaskierung Wahnsinn sei. Zum Glück kannte ich einige Suren, darunter auch die Fatiha. Auch die zeremoniellen Gesten beim orientalischen Gebet (besonders die Gebärde des Streichelns eines imaginären Bartes) waren mir nicht fremd. Hatte ich doch lange genug unter Türken und Tataren gelebt.

Auf einen Wink des Scheichs stürzten einige Diener auf mich zu. Der eine zog mir die Schuhe aus, der andere nahm meinen „ungläubigen“ Hut weg, der dritte — ich erschrak — meinen treuen Apparat. In Strümpfen stapften wir über die Strohmatte des Säulenganges. An prachtvollen Mosaiktoren, hohen, ganz mit Silber verkleideten Nischen, deren oberer, kugelförmiger Abschluß die für Moscheen charakteristischen stalaktitenartigen Gebilde aus reinem Silber trug, kamen wir vorbei. Davor schwere, lusterähnliche Gebilde aus gleißendem Silber. Manche aus Gold.

Wir treten in die Moschee ein. Das gewöhnliche, mystische Halbdunkel. Riesenhafte Koransprüche, goldgestickt auf Seide, an den Wänden. Auf den schmalen Gebetsteppichen ringsum kniende Gläubige, die mit der Stirn fortwährend den Boden berühren. Mächtige Turbes (Mausoleen) hinter silbernen Gittern. Silber, wohin das Auge schaut. Schweres, anscheinend. Wir treten auf ein besonders prachtvoll gearbeitetes zu, hinter dem zwei Silbersärge hervorschimmern. Die Scheichs und der Imam treten an das Gitter heran, küssen es ehrfurchtsvoll, berühren dann die Stelle mit der Stirn. Ich tue desgleichen. Was bleibt mir übrig? „Das sind die Turbes von Hazret Mehmet ibn Djevan und Hazret Mussa ibn Djaafer, des Sohnes der Tochter des Propheten. Wir wollen eine Fatiha für sie lesen.“

Gebete und Geld.

Ich komme gar nicht dazu, mich in die gewiß etwas eindrucksvolle Situation hineinzufinden: Da steh ich am Grabe des Enkels des Propheten.

Aber schon beginnen die Scheichs mit der Sure. Ich muß mich anstrengen, mitzuhalten, um keinen Verdacht zu erwecken, daß ein Ungläubiger die heilige Stätte entweiht. Ich fange ihre Worte auf, die mir langsam wieder in Erinnerung kommen, ahme ihre Gebärden nach. Ich versuche, mir eine Andacht einzubilden, aber es ging wirklich nicht. Wenn ich mir die etwas sonderbare Situation vergegenwärtige: Da knie ich zwischen zwei ehrwürdigen Scheichs an einem heiligen Grabe und plappere mit erhobenen Händen eine Koransure nach, ich spüre die Lächerlichkeit.

Es sollte aber noch schöner kommen. Die Sure war beendet. Der Aszet-Scheich war verschwunden. Der Pfiffige raunt mir zu: „Jetzt wollen wir Hazret um seine Fürsprache bitten, daß alle deine Wünsche in Erfüllung gehen.“ Wieder versinken wir ins Gebet. Plötzlich stupft mich der Scheich. Er weist auf eine Banknote hin, die er mitten in seiner Andacht hervoreskamotiert und zwischen uns gelegt hatte. „Du mußt Hazret eine Banknote opfern, sonst geht dein Wunsch nicht in Erfüllung“. Ich zieh die Brieftasche. Finde aber nur englische Pfundnoten. Das scheint mir ein bißchen zu viel zu sein. Ich versuche aus der Weste einige Silberstücke herauszukrabbeln. Der Scheich, ohne sein Gebet zu unterbrchen, flüstert mir erregt zu: „Das geht nicht, du wirst doch Hazret nicht beleidigen wollen.“ Das wollte ich nun wirklich nicht. Schweren Herzens deponierte ich daher eine Pfundnote. Der betende Scheich: „Nun, und für die andere Hazret?“ Meine Versuche zu andächtiger Konzentration reißen gänzlich ab. Eine zweite Pfundnote wandert denselben Weg. Jetzt ist auch das Gebet beendet. Die Noten sind verschwunden. Der Scheich macht jetzt mit mir einen Rundgang durch die Moschee, die mehr einer Schatzkammer gleicht. Mein Interesse ist merklich abgekühlt.

Bei irgendeiner prächtigen Silbergruft machen wir wieder halt. Ich weiß nicht mehr, welcher Heilige dort ruht. „Hier müssen wir noch eine Sure zum Abschied lesen.“ Und schon gehts los. Ich verzichte auf das Nachplappern. Den Scheich stört das nicht mehr. Wieder erscheint die Banknote auf der Erde. Ich sehe sie nicht. Mehrmals muß mich der Scheich stupfen. Ich lege zwei Silberstücke hin. Der Scheich weist sie entrüstet zurück: „Ich habe keine Banknote mehr,“ streike ich. — „Du hast,“ entgegnete der Scheich, der gewiß in meine Brieftasche bei der ersten Opferung geguckt hatte. „Was du hier opferst, wird dir Allah zehnfach ersetzen.“ — „Das ist schon möglich,“ antwortete ich, „aber wie soll ich bis dahin nach Teheran kommen?“ — „Also gib wenigstens fünf Silberlinge,“ schlägt er mir vor. Ich tue es, dränge aber auf Aufbruch. Lehne standhaft noch einige Gebetseinladungen ab.

Das Beileid.

Endlich stehen wir wieder im Hof der Moschee. Die Diener stürzen auf mich zu und geben mir Schuhe, Hut und Apparat wieder. Verlangen Bachschisch. Während ich die restlichen Silberlinge austeile, zeigt sich der Scheich großmütig. Zornig jagt er die immer zahlreicher werdenden Diener zurück: „Schämt ihr euch nicht, von einem Gläubigen Backschisch zu verlangen?“ Sie schämten sich nicht. Jetzt taucht auch der Aszet-Scheich wieder auf.

Auf meine Bitte wird mir gestattet, Aufnahmen zu machen. Die wunderhübschen Tore, die prachtvollen Nischen, einige Turbes kommen auf meine Platte. Die fanatischen Gläubigen, die mich vielleicht, wenn sie mich draußen mit dem Apparat und europäischen Hut sähen, steinigen würden, drängen sich, um aufgenommen zu werden.

Unter den ehrfurchtsvollen Grüßen der Gläubigen schreiten wir endlich durch den Basar. Noch einen Abschiedstee. Dann geleiten sie mich zur Pferdebahn. Wenn ich wieder nach Bagdad komme, solle ich nicht ermangeln, sie aufzusuchen, rufen mir die Scheichs noch zu, als ich schon auf dem Dach des Fuhrwerkes sitze.

Vorfrühling

Von Hanns Johst

Bräutlich liegt der weiße Glanz
Meiner Erde ausgebreitet,
Und der junge Himmel schreitet,
Um die Stirne einen Kranz
Froher Wolken.

Die Posaunen strenger Stürme
Dröhnen auf den harten Fluren,
Gellen an die dumpfen Türme,
Daß aus ihren alten Uhren
Eine neue Stunde schlägt.

Und im Wurzelgrund der Krume
Klirrt ein Keimen und ein Drängen,
Und mit blauen Lobgesängen
Rüstet sich als erste Blume
Mein geliebter Enzian . . .

Liebe in USA.

Eine empfindsame Geschichte.

Von Charles F. Field

Maud Bewster sagte eines Tages zu John Derriek: „Ich habe keinen eigenen Willen mehr, John. Ich liebe Dich unsäglich. Ich lasse mich nur mehr treiben . . .“

John Derrick nickte. „Es muß so sein, Maud. Man liest solche Dinge in allen besseren Romanen. Was sagt Dein Mann dazu?“

Maud Bewster zuckte hilfslos die Achseln.

„Du kannst nicht mehr zurück“, sagte John Derriek heftig. „Du gehörst mir.“

„Ja“, seufzte Maud Bewster und ein schmerzlicher Ausdruck trat in ihre verträumten Kinderaugen.

*

George G. Haryman sagte zu Maud Bewster: „Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht — aber die Scheidung wird schwer sein.“

Maud Bewster fuhr zurück. „Glauben Sie, daß mein Mann mich nicht freigeben wird?“

„Er wird dies tun“, sagte Georg G. Haryman. „Er wird es morgen tun, wenn ich es wünsche. Aber wer wird meine Anwaltskosten bezahlen?“

„John Derriek wird es tun“, murmelte Maud Bewster erschauernd.

*

„Ja“, seufzte Maud Bewster. „Das mußt Du tun, denn ich habe doch keinen Willen . . .“

In John Derrieks Augen schimmerte es feucht.

„Wir werden nach dem Westen ziehen, Maud, und von vorne anfangen. Ich bin bettelarm, da ich mein Geld dem Anwalt gegeben habe.“

„O — Du Lieber . .“, flüsterte Maud Bewster und zerbiß vor Freude und Aufregung ein Taschentuch, das zehn Dollar gekostet hatte.

*

George G. Haryman sagte zu seiner jungen Frau Maud geb. Smith geschiedene Bewster: „Es ist alles gut gegangen, Maud . . .“

„Ah ja . . .“ Maud Haryman lächelte hinreißend. „Ich bin so froh, daß ich Dich habe. Du mußt mich auf den Händen tragen. Ich liebe Dich unsäglich. Ich habe keinen Willen mehr — ich bin nunmehr ein treibendes Wrack . .“

Haryman haschte nach ihrer kleinen Hand. „Und wann, Liebling, hast Du entdeckt, daß Du mich über alles liebst?“

„Damals, George, als ich Deine Anwaltsrechnung sah . . . .“

*

Maud Haryman sagte eines Tages zu Allan Mac Allister: „Allan — ich habe keinen Willen mehr; ich bin nur ein treibendes Wrack; ich liebe Dich unsäglich . .“

Allan Mac Allister nickte: „Es muß so sein, man liest das . .“ und so weiter.

Die Geschichte beginnt wieder von vorne, denn es ist das tragische Schicksal aller jungen Amerikanerinnen, daß sie keinen eigenen Willen haben, daß die treibende Wracks sind, daß sie unsäglich lieben und daß ihre Liebhaber die Anwaltsrechnungen bezahlen müssen.

Darum können junge Amerikanerinnen niemals die Männer ihres Herzens erringen.

Sie müssen immer ihre Anwälte heiraten.

(Deutsch von Alexander Keller.)

Ausblick auf die Frühlingsmode

Von Marga Retzlaff.

Die ersten Vorfrühlingskollektionen, die in diesen Tagen gezeigt wurden, lassen in großen Umrissen bereits die für Frühling und Sommer zur Durchführung gelangenden modischen Ideen erkennen. Wie in jedem Jahre bringt die hohe Schneiderkunst mitten im Winter frühjahrsmäßige Kleider und Mäntel hervor. Diese Vorfrühlingsmodelle zeigen dem Kenner stets besonders interessante Neuheiten.

Die Linie der neuen Kleider ist schlank und schmal. Dem Kostüm scheint eine besondere Rolle zuzufallen. Dieses Lieblingskind der Frauen läßt besonders jung und flott erscheinen. Die modische Vorliebe für Blusen aller Art kommt bei einer betonten Kostümmode gut zur Geltung. Die Kostümjacken sind ähnlich wie im vergangenen Jahre siebenachtel lang, so daß sie vielfach einen Mantel ersetzen; sie zeigen dreiviertellange Aermel, unter denen die helle Bluse wie eine Stulpe hervorsieht. Hie und da ist der Jackenärmel sogar noch etwas länger, so daß er bis ans Handgelenk reicht.

Immer noch Gebundenes und Geschlungenes

sieht man auf Kleidern und Jacken, denn seit der bisher allgemein übliche Mantelkragen fehlt, sucht man Abwechslung durch schmale Schluppen, Rollen oder Blenden. Der Schal als solcher ist nicht mehr aktuell.

In jedem Falle ist er weit und läßt erkennen, daß seine mangelnde Länge nicht etwa fehlendem Stoffe oder „Ausgewachsensein" zuzuschreiben ist. Die Röcke sind etwas länger geworden und zeigen vom Kniegelenk an sparsame Gehfalten, die die nötige Weite sichern.

Unter den neuen Geweben verdienen neben Samt, der immer noch eine hervorragende Stellung einnimmt, Loden und alle Arten von

Drei neue Uebergangshüte

Der aufgeschlagene jugendliche Hut aus weichem Stroh, garniert mit schmalem Ripsband.

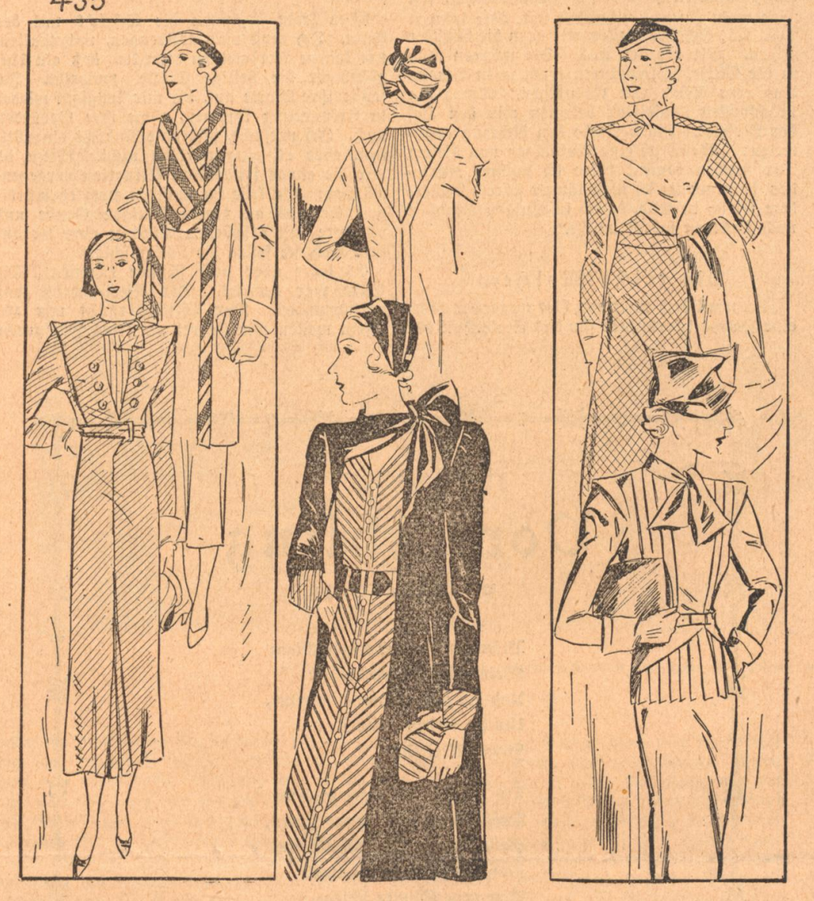
Der neue Randhut aus neumodischen Barmer Borten mit flotter Bandgarnitur.

Eine sehr kleidsame Form ist dieser Sporthut mit hochgeschlagenem Rand. Band in mehreren Farben garniert ihn.

Stichelhaarstoff besondere Erwähnung. Die ziemlich langen Härchen, die die Oberfläche des Gewebes zieren, sind meist heller als der Stoff selbst, so daß ein frühlingshafter Eindruck entsteht. Angora, Kasha, angerauhtes Tuch und Tweed sind sehr begehrt. Letzterer gemahnt an die Vorliebe für handgewebte poröse Stoffe, die man nicht nur aus Wolle, sondern auch aus Leinen und Bast herstellt. Schwarz-weiß, grauer und schwarz-weiß-blau Tweed mit einem unregelmäßig verlaufenden roten Wollfaden gilt als schick. Die Jacken werden nicht mehr durchweg ohne Kragen gearbeitet. Große Klappen, hie und da nur eine, die offen und geschlossen getragen werden kann, sind vorhanden. Auch zweifingerbreite Bündchen, einem niedrigen Stehkragen vergleichbar, werden gezeigt. Man bindet sie zu losen Schleifen oder verschlingt sie zu Knoten, was besonders flott aussieht. Diese Machart ist nicht nur bei Kleidern und Blusen sondern auch bei Mänteln anzutreffen. Biesen, Abnäher und Legen markieren die Körperformen. Auch Sattelpassen sind am Rock und am Kleid gleichmäßig anzutreffen. Oftmals ist der Latz, eine Abart der gebräuchlichen Einsatzweste, unregelmäßig, nämlich am Halse drei, vier, — wenn nicht sechseckig geschnitten. Die Tendenz, die Schultern zu verbreitern, ist im Abflauen begriffen. Nur das Cape, in jedem Frühjahr zeitgemäß, bildet eine Ausnahme.

Daß die wuchtig ausladenden Aermel verschwinden und auch die überaus betonten Halsausschnitte und Halsgarnierungen auf ein normales Maß zurückweichen, ist erfreulich. Auch die beiden ausgesprochenen Winterfarben Braun und Schwarz, treten nun mehr zurück. Sie machen einem hellen Rostbraun, das eigentlich als Rot bezeichnet werden kann, und allen Tönen von Grau und Blau Platz. Die Knöpfe sind anspruchsvoll und werden vielfach verwendet. Zu den glitzernden Clips des Winters treten jetzt sportlichere aus Metall und Glas hinzu. Die Hüte sind klein und möglichst weich gearbeitet. Eine starke Vorliebe für aufgeschlagene Krempen kommt jetzt zum Durchbruch. Neben Lackstroh und Strohborte, die im Vorfrühling stets auftauchen, werden diesmal Toques aus Seidenblüten oder Federn gezeigt. Diese sind meist einfarbig, wirken sehr elegant und können das ganze Jahr hindurch getragen werden.

435



Aus der Werkstatt der Frühjahrsmode

Praktisches Wollkleid mit Diagonalmusterung, Einsatz aus gleichfarbigem Wollgeorgette. Bernsteinknöpfe. / Ein Frühjahrsanzug aus beigefarbenem Vigoureux mit Besatz und Weste aus passendem Streifenkrepp. / Der dreiviertellange Mantel aus Woll-Leinen hat einen in Biesen abgenähten Rücken. / Zu einem marinegrau und weiß gemusterten Seidenkrepp gehört der Mantel aus Bistrakrepp, matt-blank mit Stichelhaar. / Das Kleinkaro wird zu den beliebtesten Musterungen des Frühjahrs gehören. Hier ist ein Kleid aus leichter Wolle, wiederum in Blau-weiß. Der große Latz besteht aus mittelblauem Wollkrepp. / Ein Kleid in Jackenform und ganz neuer Idee. Es besteht aus kräftigem Bistrakrepp, ist einfarbig und matt-blank verarbeitet. Krawatte und Aermel sind blank, das Uebrige ist matt.

Hausarbeit ermüdet?

Es gibt für die durchdachte Haushaltsarbeit so selbstverständliche Leitsätze, daß es oft überflüssig erscheint, sie immer wieder hervorzuheben. Aber gerade weil sie so selbstverständlich sind, werden sie wenig beachtet. Wir wissen alle, daß Sitzen weniger anstrengend ist als Stehen doch stehen die meisten Hausfrauen, wenn sie die Wäsche von 4 Wochen in einem Tag wegbügeln wollen. Es gibt wenige unter uns, die sich beim Bügeln setzen. Es besteht noch immer zu unrecht die Meinung, daß das Sitzen bei der Arbeit ein Zeichen von Faulheit oder Bequemlichkeit sei. Im Gegenteil, wenn wir uns so viel wie möglich bei der Arbeit setzen, ist das eher ein Zeichen dafür, daß wir mit unseren Kräften sparsam umgehen wollen und darauf bedacht sind, unsere Füße zu schonen. Es ist ein Zeichen dafür, daß wir auch bei unserer Hausarbeit denken und nicht planlos mit unserer Gesundheit spielen.

Meistens bleibt es nur bei einem ersten Versuch, der uns dann so ungewohnt erscheint, daß wir wieder zur alten Gewohnheit zurückkehren. So auch beim Bügeln. Zunächst finden wir noch nicht den richtigen Aufbau der Geräte und die richtige Körperstellung, die sehr wesentlich ist. Entweder ist die Bügelplatte zu hoch oder der Stuhl zu niedrig, so daß die Arme unnötig hochgehalten werden müssen oder aber der Oberkörper sich zu tief herunterbeugen muß. Dann hat das Sitzen aber seine Wirkung verloren und strengt ebenso sehr an wie das Stehen. In richtiger Armhöhe muß dabei die Bügelplatte aufliegen, dann werden wir bald merken, wie wohltuend sich Beine und Füße ausruhen und abends kaum von einer Uebermüdung geklagt werden kann. Wenn der Mann aber trotzdem abends das alte Lied hören muß: Ich bin so müde, heute war Bügeltag... als wenn das so sein müßte, dann sind doch wieder grundsätzliche Fehler begangen worden. Die starke Ermüdung kann nur von sinnlosen, ununterbrochenen Arbeiten herrühren. Wenn wir ab

und zu eine kurze Pause eingelegt hätten, Pausen, die je länger wir bügeln müssen, auch an Zeit ansteigen, etwa von 5 bis zu 15 Minuten, vermeiden wir jede völlige Erschöpfung. Befolgen wir diese Entspannungspausen auch in anderen langanhaltenden Hausarbeiten, wie Fensterputzen oder Bohnern, so ist das die richtige Arbeitsweise. Gerade die kleinen Pausen oder auch schon eine Abwechslung in der Hausarbeit wirken Wunder. —Berga—.

Aus Not wird Tugend

Von Gertrud von Boeck

Wo viel Schatten ist — sagt man — da ist auch viel Licht. Und so verhält es sich auch mit unserer Zeit, die uns wohl den Existenzkampf einerseits unendlich erschwert, aber andererseits die starren Formen unserer Lebenshaltung gelockert und unser Leben einfacher und leichter gestaltet hat. Jedenfalls haben wir es heute nicht mehr nötig, so zu tun als ob, denn es gehört nicht mehr zum guten Ton Lebensumstände vorzutäuschen, deren Kosten man ja doch nicht gewachsen ist.

Da ist z. B. einmal die Mode, die bedeutend einfacher geworden ist. Vor allem findet die sportliche Kleidung bei den Frauen den größten Anklang, weil sie über den Sport hinaus für Beruf und Haus sehr geeignet, dem Modewechsel am wenigsten stark unterworfen und im allgemeinen sehr kleidsam ist. Sogar der konservative Herrenmode ist dem Zuge der Zeit gefolgt, hat manches Steife und Ueberflüssige verbannt z. B. die Weste, die längst kein Zierstück mehr wie früher, durch den zweckmäßigen Pullover ersetzt.

Und was unsere Wohnung betrifft, so wird niemand — er sei denn beruflich zur Repräsentation gezwungen — mehr Räume mieten, als er unbedingt benötigt. Junge Ehepaare, die selbst noch in einem gewissen Luxus aufgewachsen sind, begnügen sich heute mit zwei, drei Zimmern, wenn sie nur hell und sonnig sind. Und auch die Einrichtung macht nicht mehr viel Kopfzerbrechen. Das Schlafzimmer enthält außer Schrank und Betten sowieso nichts, denn für alles andere ist ja das Badezimmer da. Und was die Wohnräume anbelangt — eigentlich ist es häufig nur ein Raum, so gibt es da einen Platz zum Arbeiten — einen Eßtisch — vor allem aber eine gemütliche Ecke mit bequemen Stühlen und einer Couch, deren Stoffbezug von solcher Beschaffenheit und Farbe ist, daß er beim Mittagsschlaf den Schuhen des Hausherrn standhält.

Ein kleiner Tisch oder eventuell ein Teewagen machen die Wohnecke komplett. Und zwischen diesen Möbeln ist immer noch Platz genug um sich „auszulaufen" ein sehr wichtiger Faktor für temperamentvolle Menschen. Ein paar bunte Kissen, Bücher und Blumen tragen mehr zum Schmuck des Zimmers bei und machen weniger Arbeit als alles, was sich früher auf Sofa-Umbaus in Gips und Bronze niedergelassen hatte. Dabei ist auch in einer modernen Wohnung immer noch Raum für ein schönes Stück aus Großvaterszeiten, ein altes Bild, einen Schrank und dergleichen und die ererbten Biedermeiermöbel, von denen man sich nicht gerne trennt, lassen sich mit modernen Stücken ganz gut kombinieren, weil sie an sich einfach und ebenfalls in einer „Notzeit" entstanden sind.

Auch in Bezug auf unsere Gastlichkeit sind wir einfacher geworden. Wir laden unsere Freunde ein zu einer Tasse Tee, ein paar belegten Brötchen, ein wenig Gebäck genügen. Es ist nicht mehr nötig, daß der Tisch „sich biegt" und ich glaube, es ist nicht mehr fein, ein zur Hälfte aufgegessenes Stück Kuchen am Teller liegen zu lassen, so wie das einmal üblich war und „vornehm" schien. Und haben wir abends Gäste, so gibt es kalte Speisen, die vorher gerichtet werden können, da die meisten von uns kein häubchengeschmücktes Zimmermädchen besitzen, und dann ist es auch ganz an der Tagesordnung seine Bekannten für „nach dem Abendessen" einzuladen zu einem Glas Wein oder Bowle. Ich weiß nicht, ob es früher, als man Geschirr und Silber für 24 Personen besitzten mußte und so tat als esse man jeden Tag Kaviar — gemütlicher gewesen ist.

Und die Urlaubsreise — vorausgesetzt, daß es dazu überhaupt noch reicht — da bleibt man im Lande und „nährt sich redlich". Man geht irgend wohin, wo es schön ist und die Preise erschwinglich. Man reist — wenn man es sich leisten kann — um sich zu erholen, etwas zu sehen, nicht, weil man irgendwo gewesen sein muß. Und die Frauen, die jährlich mit einer eigens für sie erdachten Krankheit ins „Bad" reisen mußten, sind wohl oder minder im Aussterben begriffen.

So gäbe es noch Dutzende von Beispielen, wie aus der Not eine Tugend geworden. Wichtiger aber als all dies scheint mir, daß diese Aenderung unserer äußeren Lebensformen uns auch innerlich gewandelt hat. Wir sind ein wenig menschlicher geworden, die Klassenunterschiede haben sich verwischt und wir haben aufgehört, uns vor dem Geldsack zu verneigen, weil wir ihn haben allzuoft und nur allzu rasch dahinschwinden sehen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg